LAURA SPENCE-ASH

WAS DU DIR AM MEISTEN WÜNSCHST

ROMAN

INSEL

Der neue Roman der Bestseller-autorin

Laura Spence-Ash

WAS DU DIR AM MEISTEN WÜNSCHST

Roman

Aus dem Englischen von
Claudia Feldmann

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 2027 unter dem Titel
The Thing You Most Wanted bei William Morrow, an imprint of
Harper Collins, New York 2027.

Das Zitat in der Widmung sowie das Zitat auf S. 78 f. stammen aus:
Edith Wharton, *Zeit der Unschuld*, Manesse, Zürich 2015.
Übers.: Andrea Ott, S. 50 und 357.

Das Zitat auf Seite 33 stammt aus:
William Shakespeare, *Antonius und Cleopatra* (3. Akt, 2. Szene),
Aufbau, Berlin 2009. Übers.: Wolf Graf Baudissin.

Erste Auflage 2027
Deutsche Erstausgabe
© der deutschsprachigen Ausgabe
Insel Verlag Anton Kippenberg GmbH & Co. KG, Berlin, 2027
© Laura Spence-Ash 2027
Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch
eine Nutzung des Werks für Text und Data
Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.
Umschlaggestaltung: buxdesign | München
Umschlagillustration: Ruth Botzenhardt
Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-458-64690-7

Insel Verlag Anton Kippenberg GmbH & Co. KG
Torstr. 44, 10119 Berlin
info@insel-verlag.de
www.insel-verlag.de

WAS DU DIR AM MEISTEN WÜNSCHST

Für und nach EW

»Sie sagte, sie wisse, dass wir bei dir in Sicherheit seien und immer sein würden, denn als sie dich einmal darum gebeten habe, hättest du auf das verzichtet, was du dir am meisten gewünscht hättest.«

Edith Wharton: *Zeit der Unschuld*

Prolog

Damals wussten oder erinnerten sich nur wenige Menschen daran, dass ich einen anderen geliebt hatte.

Es war im Herbst 1994, vor nunmehr über dreißig Jahren, als meine älteste Tochter Jennifer mich anrief und mich davon zu überzeugen versuchte, nach Chicago zu fliegen. Sie hatte sich kurz zuvor mit ihrem langjährigen Freund verlobt, und es war längst überfällig, dass ich Michaels Eltern kennenlernte. Doch ich wollte nicht dorthin. Ich wollte New York nicht verlassen. Meine beiden älteren Kinder – Jennifer und ihr Bruder James – drängten mich ständig zu irgendwelchen Dingen, wollten, dass ich endlich in der Zukunft ankam. Ich sollte mir ein E-Mail-Konto zulegen, ein schnurloses Telefon und eine MetroCard für die U-Bahn. Dabei war ich durchaus zufrieden mit der Post, der langen Schnur an meinem Küchentelefon und dem kleinen Beutel mit U-Bahn-Münzen. Sie wussten nicht, dass ich einst nur für die Zukunft gelebt hatte. Meine Jüngste, Julie, mochte ich am liebsten, unter anderem weil sie mich nie mit irgendetwas piesackte; sie ließ mich einfach sein, wie ich war. »Ich kümmere mich um alles«, sagte Jennifer. »Ich bestelle uns sogar einen Wagen, der uns zum Flughafen fährt.« Sie wohnten an der West Side, in der Nähe der Columbia University, wo sie beide studiert hatten. Ich war damals noch in der East Eightieth Street, in dem Haus, das ich schon seit fast fünfundzwanzig Jahren bewohnte.

Ich antwortete Jennifer nicht sofort. Sie hörte mir nur halb zu, tippte nebenher im Büro etwas in den Computer. Ich

mochte Michael. Er brachte Jennifer zum Lachen, und er war nett. Ich beobachtete die beiden aufmerksam, wenn sie zusammen waren, und suchte nach Anzeichen von Unausgewogenheit in ihrer Liebe, sah jedoch nichts, was mich beunruhigte. Aber er entsprach nicht dem Typ, den ich mir als Ehemann für sie vorstellte, und das machte mich stutzig. Ich wusste, dass das mein Problem war, nicht ihres, und ich hatte mich bemüht, meine Bedenken beiseitezuschieben und ihn willkommen zu heißen, denn mir war nur allzu bewusst, wie schwierig es sein kann, wenn man in eine Familie einheiratet, die anders ist als die eigene. Ich schloss die Augen und seufzte. Ich musste es tun; ich wollte nicht, dass sie dachten, ich weigerte mich, nach Chicago zu fliegen, weil ich Michaels Eltern nicht kennenlernen wollte. »Gut«, sagte ich. »Aber nur für zwei Nächte.«

Nachdem ich aufgelegt hatte, blickte ich lange aus dem Fenster. Die Baumwipfel begannen gerade, sich leuchtend gelb zu verfärben. Die Gespräche über Jennifers Hochzeit hatten Erinnerungen an meine eigene wachgerufen – auch wir hatten uns im Herbst verlobt, an einem Tag, der diesem ganz ähnlich gewesen war. Doch diese Reise machte mich unruhig. Ich war noch nie in Chicago gewesen, hatte es viele Jahre lang vermieden, dorthin zu reisen. Es hatte durchaus Gelegenheiten gegeben – College-Besuche, eine Kunstausstellung, eine berufliche Tagung –, aber ich hatte mich jedes Mal davor gedrückt. Allein der Gedanke daran beunruhigte mich einfach zu sehr. Meine Kinder hatten meine rätselhafte Abneigung gegen die Stadt bemerkt, und sie zogen mich ab und zu damit auf, aber es interessierte sie dann auch nicht genug, um nach dem Grund zu fragen. Natürlich lebte er dort, der Mann, den ich geliebt hatte. Doch das wussten sie nicht. Damals hatten sie keine Ahnung von uns.

Ich wandte mich um und betrachtete sein Gemälde an der hinteren Wand. Es war mein Lieblingsbild: eine abstrakte

Landschaft mit breiten Strichen in kräftigen Farben. Lila-, Blau- und Grüntöne, und dazwischen überraschende Tupfer in Rot und Weiß. Er hatte es *May* genannt, und das gefiel mir, weil es so vieles bedeuten konnte. War der Monat Mai gemeint, der Lenz, die Blütezeit? Oder bezog es sich auf das Verb – mögen, können, dürfen –, war es ein Ausdruck von Möglichkeit, Erlaubnis, sogar Hoffnung? Jedes Mal, wenn ich es anschaute, sah und empfand ich es anders. Julie hatte danach gefragt, und ich hatte ihr erzählt, ich hätte es vor Jahren gekauft und kürzlich im Lager wiedergefunden. »Ein Künstler aus dem Mittleren Westen«, hatte ich beiläufig gesagt, ohne seinen Namen zu nennen.

Lange hatte ich Angst gehabt, dass meine Kinder irgendwie von ihm erfahren könnten, von unserer gemeinsamen Zeit. Doch nun, da sie im gleichen Alter waren wie ich damals, begann ich mich zu fragen, ob ich ihnen von uns erzählen sollte. Vielleicht hatten sie ein Recht, es zu erfahren. Dieses Telefonat mit Jennifer – als ich einwilligte, nach Chicago zu fliegen – ist seither ein Teil der Familienlegende geworden, denn es war einer jener Augenblicke im Leben, in denen alles in Bewegung gerät, in denen eine kleine Entscheidung dazu führt, dass sich eine Tür öffnet.

Im Zentrum der Geschichte, die ich ihnen erzählt habe – über ihn, über mich, über uns –, liegt die Frage, mit der ich jahrelang gerungen habe: Was tun, wenn das, was du dir am meisten wünschst, alles zerstören würde, was du hast?

ERSTER TEIL

1

An einem Abend im September 1966 sang die berühmte Leontyne Price in *Antony and Cleopatra*, in der New Yorker Metropolitan Opera. Und obwohl ich eine Eintrittskarte in der Hand hatte und somit die Gelegenheit, bei dem größten Ereignis dieses Herbstes dabei zu sein, verpasste ich beinahe ihren großen Auftritt, denn ich lief noch in meinem neuen Abendkleid und den hochhackigen Pumps den Broadway hinunter. Ein höchst ungünstiger Beginn des vielleicht wichtigsten Abends in meinem Leben.

Es war der Eröffnungsabend für das neue Opernhaus. Das ursprüngliche Gebäude an der Ecke Thirty-Ninth Street und Broadway war 1883 von dem neuen Geld erbaut worden, das damals in die Stadt strömte, Geld aus der Industrie, von Fabriken und Stahlwerken und Eisenbahnen. Die alteingesessenen New Yorker Familien – die Rhinelanders, die Joneses, die Wellands – waren außer sich gewesen, die Frauen hatten sich entsetzt an die Perlenketten gegriffen. Doch sie verloren den Kampf, wie sie noch viele andere verlieren sollten. Ihr Opernhaus, die Academy of Music an der Fourteenth Street, musste von da an statt Opern Varietéshows zeigen, und als es Jahre später abgerissen wurde, schien es nur passend, dass an seiner Stelle kurz darauf das Gebäude der Consolidated Gas in den Himmel ragte.

Doch dieser Abend war in der Tat ein Neuanfang. Das Lincoln Center – ein zentraler Ort für darstellende Künste in New York – war seiner Vollendung einen großen Schritt näher

gekommen. 1959 begonnen, war es nach dem Lincoln Square benannt worden, dem Viertel, das es ausgelöscht hatte. Die Bauarbeiten unter der Leitung von Robert Moses waren langsam vorangeschritten, ein Gebäude nach dem anderen war in die Höhe gewachsen: Als Erstes war 1962 die Philharmonic Hall entstanden; 1964 dann das New York State Theater; 1965 das Vivian Beaumont Theater und das Forum; und nun schließlich die Krönung, die Grande Dame mit ihren fünf prächtigen Bogenfenstern in der Mitte des Platzes. Zu diesem besonderen Anlass war eine Oper in Auftrag gegeben worden, basierend auf dem Bühnenstück *Antonius und Cleopatra* von Shakespeare. Samuel Barber komponierte die Musik, Alvin Ailey entwarf die Choreographie, und Franco Zeffirelli übernahm – einige Jahre vor seiner sensationellen Verfilmung von *Romeo und Julia* – Libretto, Bühnenbild und Regie.

Am Eröffnungsabend war das Haus ausverkauft. Lady Bird Johnson, die Frau des Präsidenten, war unter den Zuschauern, in einem eleganten, schlichten Kleid aus elfenbeinfarbenem Chiffon. Zuvor hatte sie dem Leiter der Met geschrieben: »Man kann sich des Gefühls nicht erwehren, dass dies der Beginn eines neuen Goldenen Zeitalters ist.« Wie kommt es nur, dass jede Generation meint, sie sei dazu auserkoren, eine neue Epoche einzuleiten?

Damals verstand ich die ungeheure Bedeutung dieses Abends nicht. Ich war so jung – gerade siebenundzwanzig geworden –, und ich war spät dran, weil ich wegen irgendeiner Krise nicht rechtzeitig aus dem Büro gekommen war. Ich hatte ein Taxi nach Hause genommen, um mich umzuziehen, und dann verhakte sich der Reißverschluss, und ich bekam Panik. Würde ich die Oper verpassen, weil ich allein war und nicht an meinen Rücken herankam? Wie absurd. Ich überlegte schon, ob ich den ganzen Abend die Stola anbehalten könnte, da kam zum Glück Rachel nach Hause und rettete mich. »Du siehst

umwerfend aus, wie immer«, sagte sie mit einer Haarklemme im Mund, während sie eine weitere in meine Hochsteckfrisur schob. Wir teilten uns seit fünf Jahren eine Wohnung, und mittlerweile war sie Expertin darin, meinen French Twist zu perfektionieren. Nachdem sie fertig war, stellte ich mich auf einen Küchenstuhl und drehte mich hin und her, um mich in dem winzigen Badezimmerspiegel so gut wie möglich sehen zu können. Ich schminkte mich für gewöhnlich kaum – das tue ich bis heute nicht –, aber an diesem Abend erschien mir doch ein wenig Wimperntusche und ein leuchtend roter Lippenstift angemessen. In der Eingangshalle unseres Hauses musterte ich mich noch einmal kurz in dem großen Spiegel, der gegenüber den Briefkästen hing. Ich war stets kritisch, was mein Äußeres betraf, doch an dem Abend fand selbst ich, dass ich gut aussah. Sogar schön. Ich straffte die Schultern – *Nur Mut*, sagte ich mir leise – und stieß die Haustür auf.

Der rote Teppich war bereits eingerollt worden, und der Eingangsbereich lag verlassen da, als ich das Opernhaus betrat. Ich raffte meinen Rock mit beiden Händen und stieg die prächtige Treppe hinauf. Oben drehte ich mich um und schaute hinunter ins Foyer und in den dunklen Himmel jenseits der großen Bogenfenster. Es ist seltsam, wenn ich jetzt daran zurückdenke, aber an dem Abend fühlte ich mich wie eine Prinzessin. Was für ein Blick von dort oben! Da weit und breit niemand zu sehen war, machte ich einen Knicks, winkte und lächelte. Ich war Cinderella, und ich war endlich angekommen. Dann wandte ich mich um und eilte durch die roten Flure. Am liebsten hätte ich mir alles ganz genau angesehen: die sternenfunkelnden Lüster, das Gold, die Wandgemälde von Chagall. Aber ich wusste, dass Betty Hawkes, eine Freundin vom College, in einer Loge ungeduldig auf mich wartete. Ich sah ihre verkniffene Miene förmlich vor mir, während die Minuten vergingen.